

Ein Trickreicher Major  
Teil 1: Umgeben durch Bosheit\*

Constance J. Hampton

\*



BAND 2 WELLINGTON'S OFFIZIERE

ÜBERSETZUNG: ANDREAS VON PRONAY

\*

\*

Urheberrecht: Constance J. Hampton  
Hermesse James Boekerij  
Expl. HamptonJones Books  
MMxVIII-IX Sept-2018

\*

ISBN/EAN: 9789492980373

\*

# WELLINGTON'S OFFIZIERE BAND 2



## EIN TRICKREICHER MAJOR

Teil 1: Umgeben durch Bosheit

**CONSTANCE J. HAMPTON**

e-book Edition.

Originalausgabe: Januar 2012  
„A Major in Distress, Part 1 Deceptions,, 2012

\*

Nichts in dieser Veröffentlichung darf  
vervielfältigt werden, kopiert oder anderweitig  
verbreitet werden Ohne die ausdrückliche  
Zustimmung des Autors.

\*

In dieser erfundenen Geschichte sind alle  
Personen, Plätze und Vorfälle entweder das  
Ergebnis der Fantasie des Autors oder sie sind  
ausgedacht. Irgendwelche Ähnlichkeiten zu  
tatsächlichen Personen, lebend oder tot, sind rein  
zufällig.

\*

\*

\*

\*\*\* EIN GRAB IN ST. GILES \*\*\*



\*

*Juni 1809, London, St. Giles-in-the-Fields*

Eine feine Stiefelette aus Kalbsleder trat auf eine große graue Kalksteinplatte auf dem Boden der Kirche. Die Trägerin zögerte, als sich die Platte leicht bewegte.

Die Frau hob ihren Rock hoch, so dass sie sich die graue Platte etwas näher ansehen konnte. Die Grabplatte lag in der Mitte des Weges, der zu den Sitzreihen für die Gemeinde führte, gegenüber des erhöht liegenden, kaum geschmückten Altars, der früher einmal in einem klassischem Stil von einem hoffnungsvollen und eifrigen Architekten erbaut worden war. Kein Zweifel, jede arme Seele, die einmal in diese nun heruntergekommene Kirche gekommen war, hatte mindestens einen schmutzigen Fuß, wahrscheinlich auch mehrere, auf diesen Stein gesetzt, der die verrotteten Körper darunter bedeckte.

Saint Giles-in-the-Fields verbarg etwas den Weg in die Rookery, die am meisten gefürchtete Nachbarschaft in ganz London. Es war der Vorhof zur Hölle und erstreckte sich bis zu Great Russell Straße, eingerahmt von dem Armenviertel Seven Dials.

Perfekt! Es war einfach perfekt!

Ein grausames Lächeln umspielte ihre Lippen, verborgen hinter einem schwarzen Spitzenbesatz ihres schweren Schleiers.

Sie wollte am liebsten auf die Grabplatte spucken; und sie hätte es auch schändlicherwise getan, wenn sie nicht jemanden erblickt hätte, der einige Reihen vor ihr inbrünstig betete. Die Frau presste die Lippen zusammen; sie hatte gesehen, wie diese Gestalt sie durch ihre abgearbeiteten, gefalteten Hände hindurch beobachtet hatte.

‘Mögest du in der Hölle schmoren, Wilhelm der Fette’, dachte sie. ‘Möge dein Fleisch verbrennen wie Schmalz in der Pfanne, und möge es wieder zu deinem verfluchten Körper zurückkehren und deine Pein auf’s Neue beginnen!’

Sie trat zwei Schritte zurück und sah voller Schadenfreude dorthin, wo ihre eleganten schwarzen Stiefeletten eben noch gestanden hatten.

„Ich hoffe, ich stehe auf deinem nutzlosen Glied“, flüsterte sie, so dass von der Gehässigkeit in ihrer Stimme nichts zu hören war. Sie hob ihren linken Fuß und ließ die Ferse hart aufsetzen. Sie schrie fast auf, als die Grabplatte sich dadurch bewegte.

„Gnädige Frau?“

Sie erkannte die neugierige Stimme des jungen Pfarrers.



Sie schob den schwarzen Witwenschleier mit der einen Hand aus ihrem Gesicht, während sie das schwarze Schultertuch mit der anderen Hand zur Seite gleiten ließ.

Simon Desmond, der erst vor kurzem zum Pfarrer berufene Vikar der Kirche Saint Giles-in-the-Field, stand vor ihr und erkannte sie offenbar nicht sogleich. Er starrte vielmehr auf ihren nun sichtbaren freien Ausschnitt, ein eher unpassendes Äußeres für eine trauernde Witwe.

Dieser junge Pfarrer war gut aussehend, sein schwarzes Haar kräuselte sich hinter seinen Ohren. Sein Kiefer war fest und der Blick seiner Augen konnte als hingebungsvoll gedeutet werden. Er war zwar nicht groß, aber das gab ihm die Möglichkeit, direkt auf die kaum verdeckten Brüste zu schauen. Sie fragte sich, ob er wohl so weit gehen und sie mit seiner Nase berühren würde. Sie unterdrückte ein Lächeln.

„Pfarrer Desmond“, murmelte sie. „Ich habe sie nicht kommen gehört.“

Simon Desmond fiel fast auf die Knie. Ihr Busen war nicht nur entblößt, nein, das hatte ihn auch entsprechend abgelenkt.

„Frau Alexander“, brachte er nur hervor und konnte dabei kaum in ihr hübsches Gesicht sehen. Es fiel ihm nicht leicht, zu entscheiden, ob er sich ihren fantastischen Körper in der schwarzen Robe

ansehen oder in ihr schönes, herzförmiges Gesicht schauen sollte, das jetzt von schwarzer Spitze eingerahmt wurde.

„Das ist also die letzte Ruhestätte?“ Marguerite Alexanders Stimme klang belegt, als ob sie weinen müsste.

„Ja, ja, so ist es wohl“, antwortete der Pfarrer und faltete die Hände.

„Ich habe Ihnen ja schon gesagt, dass es schwierig werden würde, einen angemessenen Platz in der Kirche ...“

Marguerite legte einen feinen, in einem Satinhandschuh steckenden Finger auf ihr beinahe sichtbares Brustbein.

„Machen Sie sich keine Sorgen, Herr Pfarrer“, seufzte sie. „Mein Mann hätte sicher keinen anderen Platz gewollt...“

Um ihr Grinsen zu verbergen, drehte sie den Kopf zur Seite. So schien das Licht, was durch die hohen bunten Scheiben fiel, nicht darauf.

Saint Giles-in-the-Fields, in der Tat seine letzte Ruhestätte. Wenn er das wüsste, würde er sich im Grab umdrehen. Dieser Ort war die schlimmste Grabstätte in ganz London. Die Leichname auf dem Friedhof wurden fast aus den Särgen auf den schlammigen Untergrund gespült, wann immer es in diesem furchtbaren Teil der Stadt regnete. Der Modergeruch war ein Angriff auf die Sinne. Kein

normal atmender Mensch konnte diesen Gestank länger als ein paar Minuten aushalten ohne umzukippen. Sie konnte es. Sie, Marguerite Alexander, das frühere hochwohlgeborene Fräulein Marguerite Aurora Ross von Halkhead, stand nun in dieser Hölle des Verfalls und tanzte beinahe auf dem Grab ihres Peinigers: ihres mausetoten Ehemannes William Alexander, dessen widerwärtigen Geruch sie wohl jetzt gerade in der Nase spürte.

Der Pfarrer Desmond hatte sich zunächst schwer getan, die Beerdigung zu übernehmen. Er wollte ihren Ehemann weder in der Kirche noch auf dem heruntergekommenen Friedhof bestatten. Jeder in London wusste, dass es in der Kirche einfach zu viele Tote gab, überall verweste Leichname.

Marguerite war bereit, viel zu bezahlen, um William Alexander in der Kirche beerdigen zu lassen. Und so geschah es dann auch. Die Kirche hatte nicht viel Geld und wie konnte ein junger Pfarrer, der Geld brauchte, die letzte Bitte eines Sterbenden abschlagen? Falls Herr William Alexander nun mal den Wunsch hatte, seine letzte Ruhestätte in dieser malerischen Kirche mitten im geliebten London zu finden, wie kam er, ein gottesfürchtiger Pfarrer, dazu, das zu verweigern?

Die Grabstelle war klein und konnte kaum den Sarg fassen. Die Grabplatte war etwas wackelig, da sie fast auf dem Sargdeckel auflag.

Das Grab war offenbar schon einmal benutzt, denn der Grabstein trug als Inschrift den Namen einer anderen Person, die hier vor langer Zeit gelegen hatte.

Es war wohl ein anderer Wilhelm, der vermutlich friedlich im Kreise seiner Familie im Jahre 1745 verstorben war. Nicht so wie dieser Wilhelm, der auf seinem stinkenden Nachtgeschirr verendete, als sein dunkles Herz und seine vergiftete Leber ihren Dienst aufgaben. Es gab wahrlich keine Liebe mehr zwischen der jungen netten Frau und diesem ekeligen Alten. Selbst die Angestellten hatten sich weggedreht und die Nasen zugehalten, als er hinausgetragen wurde. Sein grüner und gelber Körper stank mehr als ein Eselstall voll Scheiße.

Marguerite musste sich auf die Unterlippe beißen. Der Gedanke daran, mit welcher Abscheu jeder diesem Fiesling, der so unwürdig endete, im Haus begegnete, ließ sie lächeln.

Das stinkende Schwein William, verscharrt unter einem fremden Grabstein. Diese Schande! Diese Freude!

Niemand war da, als der schwere Sarg in das kleine Grab gesenkt wurde: keiner seiner Kumpel oder der anderen Geizkragen, keiner seiner

schottischen Familienmitglieder, die nur gekommen waren, um sein Geld abzuholen.

Eine solche Einsamkeit im Tod! Eine so süße Rache!

Sie selbst hatte vorgegeben, auf dem Wege zur Beerdigung zu sein, aber ihre große Kutsche war in den engen Straßen nicht vorangekommen. Sie hatte extra diese schmalen Gassen gewählt. Ihr Kutscher wollte das zwar nicht, aber schließlich gehorchte er ihr.

Dann hatte der Pfarrer mit dem Gottesdienst zu Ehren von William angefangen und nicht länger auf sie gewartet; genau darauf hatte sie spekuliert.

Im heißen Juni konnte man eine Beerdigung nicht lange hinauszögern. Abgesehen davon durfte kein gottesfürchtiger Bürger nach 18.00 Uhr begraben werden. Es gab dann nämlich die Abendgebete der Gemeinde, und darüber hinaus war der Gestank, der aus dem Sarg kam, überdeutlich. Er machte sogar den Sargträgern schwer zu schaffen.

Der Witwe fiel es offenbar schwer, Abschied von ihrem Ehemann zu nehmen, so dass dieser fette und schnell verwesende Körper ein paar Tage zu lange auf dieser Erde weilte. Schließlich hatte sie mit leiser Stimme entschieden, dass er an einem Sonntag, dem Tag des Herrn, beerdigt werden sollte.

Etwas skandalös das Ganze, denn Beerdigungen wurden sonst an Wochentagen ausgeführt. Aber nachdem eine beachtliche Summe aus ihrer Geldkassette den Besitzer gewechselt hatte, dachte sich der junge Pfarrer, der Bischoff ist weit weg und hätte wahrscheinlich auch nichts dagegen einzuwenden, dass die Gemeinde oder sogar das Pfarramt selbst etwas zusätzlich verdienen würden.

Der Witwe war in ihrer grenzenlosen Trauer wohl entgangen, dass der Leichnam nur zum Teil balsamiert und mit besonderen Kräutern eingerieben werden konnte. Somit war nicht zu verhindern, dass der Gestank aus diesem merkwürdigen, tropfendem Sarg Anlass zu schäbigen Witzen gab. Der Geruch war einfach unbeschreiblich.

„Geht es Ihnen gut, Frau Alexander?“ fragte der Pfarrer und starrte auf ihre Brüste.

Ach ja, der Pfarrer. Sie brauchte nur einen Nachmittag um herauszufinden, dass er zu gut für diese Welt war. Sie hatte sich das Kleid eines Hausmädchens angezogen und war zum Waschhaus gegangen. Da hatte sie alles erfahren. Er konnte einfach nicht Nein sagen und, nein, er war nicht verheiratet. Ja, er hatte seine Untugenden, aber galt das nicht für alle Männer aus Fleisch und Blut, besonders wenn sie nicht mit

einem großen Körper, aber einem Engelsgesicht gesegnet waren?

Eine der jüngeren Frauen hatte ihr mit einem anzüglichen Grinsen erzählt, dass der Pfarrer, obwohl sicher gottesfürchtig und ernst, es nicht geschafft hat, den Blick von ihr zu lassen und ihr von der Wäsche zu bleiben. Er hatte ihr sogar die Ehe versprochen, bis er herausfand, dass sie mit einem Seemann zusammen war.

Das hatte Marguerite zunächst ein wenig enttäuscht. Ein ernsthafter Mann konnte leicht ein Hindernis für ihre nicht so ernsthaften Absichten sein. Die dann folgende Erklärung war entscheidend für sie, ob sie den Mann an dem abscheulichsten Platz in London verführen sollte: Das Mädchen erzählte ihr, er wollte keinen richtigen Geschlechtsverkehr, also sie wohl berühren, aber nicht in sie eindringen. Nur darin nämlich bestand für ihn die fleischliche Sünde, nicht aber im Berühren oder gar Verwöhnen mit dem Mund, wie das Mädchen erzählte.

Marguerite hatte daraufhin ein deutliches Verlangen gespürt, das über ihren Bauch lief und zwischen ihren Schenkeln endete. Ja, berührt und mit dem Mund verwöhnt werden - das war genau, was sie wollte. Es wäre auch schwierig - wenn nicht unmöglich - zu erklären, wie ein Kind zehn Monate nach dem Tod des senilen Gatten geboren werden

konnte. Auch hatte sie erfahren, dass der Pfarrer eine Vorliebe für kurvenreiche, üppige Frauen mit prallen Brüsten hatte (damit konnte Marguerite jedenfalls dienen). Zwar bleiben einige schlüpfrige Details unausgesprochen, aber sie hörte auch von seiner Vorliebe für Frauen in schwarzer Wäsche.

Diese Beschreibungen passten haargenau auf die verwitwete Marguerite, aber so war es nun mal. Und als das I-Tüpfelchen an Beleidigungen und Schmähungen würde sie den Pfarrer, der ihn begraben hatte, verführen.

Sie war an diesem Morgen in dieser gar nicht so traurigen Trauerkleidung erschienen, um herauszufinden, was sie in dieser Angelegenheit tun konnte.

Sie wusste, er würde zur Kirche kommen, sobald er ihren Kutscher Crowley sah, der die Pferde vor der Kirche zum Stehen brachte.

Drei bewaffnete Männer standen bei ihrer Kutsche, um sie vor Belästigungen durch die weniger ehrenhaften Menschen in dieser erbärmlichen Gegend zu schützen.

Mit trauriger Mine drehte sie sich zum Pfarrer um. Sie hatte schon erkannt, dass „traurig“ das Schlüsselwort war, um seine Aufmerksamkeit zu erringen. Immerhin war er ja der Pfarrer.

„Ich fühle mich ein wenig schwach...“, sagte sie mit einer zarten Geste ihrer behandschuhten Hand



zu ihrer Schläfe. Sie bewegte sich langsam, als ob sie jeden Augenblick zu Boden fiel. Da spürte sie seine neugierige Hand an ihrer Hüfte.

Der Pfarrer Simon Desmond kam ursprünglich aus einer guten Familie; sein Vater war Gutsherr in Kent. Er selbst war das dritte von sieben Kindern und damals überzeugt davon, dem Ruf der Kirche folgen zu sollen. Mit nur 26 Jahren wurde er Vikar in einem sehr kleinen Dorf in Sussex. Dort lernte er eine reiche Witwe kennen, die ihm wohl gesonnen war, bis sie einen anderen fand, der ihren Vorstellungen besser entsprach: reicher, älter, gut gekleidet, einen, der Simon an Rang und Namen überlegen war. Als Simon anfing, seinem Konkurrenten nachzustellen und diesen zu bedrohen, hörte der Bischof von seinem unpassenden Benehmen. Er erhielt die Wahl zwischen einem weiteren kleinen Loch in Northumberland oder Saint Giles-in-the-Fields, diesem bemerkenswerten und armen Viertel in London. Er hatte eine weise Entscheidung getroffen – und die Stadt London gewählt. Aber leider war dieses Saint Giles-in-the-Fields vermutlich der schlimmste Ort, für den man sich entscheiden konnte. Er war schmutzig, voller Krimineller und der ärmste Teil Londons; aber er war lebendig. Seine Bewohner waren nicht entsetzt, wenn man voller lüsterner Gedanken an die

hübschen, gut gebauten Mädchen dachte; sie erwarteten das sogar. Sein beruflicher Hintergrund schützte ihn vor allzu zudringlichen Mädchen, die das Bett und seinen kleinen Pfarrhaushalt mit ihm teilen wollten und Interesse an einem goldenen Ring hatten, seinem goldenen Ring. Solche wie er heirateten nicht solche wie sie. Das war so. Seine kleinen Triumphe über willige Mädchen waren eher wenige. Er machte sich nicht gemein mit den herumstreunenden Magdalenas der Nachbarschaft, die ungefähr die Hälfte der Bevölkerung dieses Armenviertels ausmachten.

Wenn aber doch öfter mal sein Verstand den männlichen und menschlichen Bedürfnissen unterlag, mit 27 Jahren ist das ja nicht ungewöhnlich, dann zog er sein Pastorengewand aus und verschwand in der Anonymität der Menge in Covent Gardens.

Dort nahm er sich dann eine bezahlte Hure für eine schnelle Nummer im Park. Das verschaffte ihm wenigstens wieder für eine Weile Befriedigung. Ein Pfarrer zu sein hinderte ihn nicht daran, menschlich oder auch geil zu sein. Ohne seine Talar schien es ihm auch leichter zu fallen, an die Worte des Paulus zu denken, und diese in seinem Sinn zu deuten: dass er ein Sünder sei, der das fleischliche Vergnügen mit jemandem außerhalb seiner Umgebung sucht. Darüber hinaus war seine

Tätigkeit für ihn keine Berufung mehr, sondern ein Job.

Die beinahe ohnmächtige gewordene Witwe Alexander lag nun bequem in seinen Armen. In der Tat war sie schon lange in vielen Nächten in seinen erotischen Träumen präsent gewesen.

Sie konnte ihn mit ihrem sittsamen Verhalten nicht täuschen. Als ein erfahrener Mann wusste er, dass sie lustvolle Gefühle für ihn hatte. Schließlich musste er mit derartigen Dingen jeden Tag fertig werden. Als er versuchte, sie gerade hin zu setzen, ließ er eine Hand unter ihrem wundervollen warmen Busen ruhen. Ihr sanftes Lächeln sprach Bände für ihn. Er überredete sie zu einer Tasse Tee in seiner Pfarrei.

Als sie sich noch einmal zu dem Grab ihres Mannes umdrehte, konnte er einen rachsüchtigen Ausdruck auf ihrem eindrucksvollen Gesicht entdecken.

Der Pfarrer kann sehr wohl den Rachegeanken und drückte sich nicht davon, in diesem Zusammenhang als Werkzeug benutzt zu werden. Schließlich war sein Leben ja auch kein Zuckerlecken, bestimmt nicht. Es machte ihm daher nichts aus, von der armen hübschen Mrs. Alexander, vor kurzem verwitwet, „missbraucht“ zu werden. Obendrein hatte sie nun das Glück, mit

dem Reichtum ihres Mannes so zu leben, wie sie es wollte.

\*

\*

\*

---

---

AUS DEM TAGEBUCH VON M. AURORA  
ROSS.

*Juni 1809*

Liebes Tagebuch,

willkommen zurück im Leben. Ich habe dich nie gebraucht, als der Fettwanst noch lebte. Ich weiß, dass jeder mir nachspionierte, auch er und sogar der arme Mr. Baines, sein Vertrauter, der die kleinste Kleinigkeit dem Fettwanst melden musste, soweit es mich betraf. Natürlich hätte ich dich in die Obhut von Rose geben können, meinem wunderbaren Hausmädchen. Aber ich habe sie schon genug mit den Zeitungsartikeln über H.A. beschäftigt, so wollte ich keinen weiteren Ärger. Der Fettwanst hätte nicht davor zurückgeschreckt, die arme Rose zu bestrafen, wenn er mitbekommen hätte, dass sie meine intimsten Gedanken verwahrt hätte. Die einzige Forderung, die ich vor der Hochzeit zu stellen wagte, betraf Rose: Sie müsste bei uns bleiben dürfen, bis er oder ich sterben würde. Nun, Rose war entsetzt, als sie hörte, dass ich den Fettwanst heiraten würde, aber wer waren wir, uns den Wünschen der Eltern zu widersetzen?

Klar wollte ich in den letzten fünf Jahren meines Gefängnisses in der Berkley Street aufschreiben,

wie er sich maßlos aufgeregt, wenn ich ihn erst spitz gemacht hatte, um ihn dann kalt abblitzen zu lassen; oder wie er völlig unberechtigter Weise wütend wurde, wenn ein junger Mann es wagte, mich einmal genauer anzusehen. Ich litt schließlich nicht unter Ausschlag oder etwas Ähnlichem, und junge Männer sahen mich immer an. Wie oft musste ich allein im Zimmer essen, damit mich niemand anstarren konnte. Damals war mir gar nicht bewusst, dass er diese lüsternen Gedanken der Anderen verhindern wollte, weil mir Derartiges überhaupt nicht in den Sinn kam. Das war natürlich sehr dumm und naiv von mir. Aber genau das war ich ja, als ich den Fettwanst heiratete: dumm, naiv und geldgierig. Oh mein Gott, ich war wirklich hinter dem Geld her!

Sollte ich die Tage gezählt haben, wie oft ich dieses elende Haus nicht verlassen durfte? Nur weil er eine Riesenangst hatte, dass ich einem Straßenkehrer schöne Augen machen und mich mit ihm in einer dunklen Straßenecke vergnügen würde? Sollte ich aufgeschrieben haben, dass ich nur bei wenigen Gelegenheiten herauskam, etwa um an einem Empfang des Bürgermeisters von London mit dem Prinzen teilzunehmen, da diese mal wieder viel Geld brauchten? Ich hasste diese Einladungen, da der Fettwanst später zu Hause Rache nahm und die abscheulichsten Dinge mit

mir tat. Er war so niederträchtig, der Fettwanst. Es ist so tröstend, dass er niemals, niemals...

Aber heute hatte ich meine eigene Rache.

Heute trampelte ich auf der Grabplatte herum, die seinen stinkenden fetten Körper bedeckte. Heute kam ich zurück, um zu kontrollieren, ob er noch dort war, an diesem abscheulichen Ort und – mein Gott – ich hatte den Eindruck, ich konnte seinen Verwesungsgeruch wahrnehmen. Schnelle Verwesung: es war genau so, wie es der Apotheker versprochen hatte, als er mir das Pulver gab, das ich über seinen verfaulenden Körper streute, als er endlich im Sarg lag. Ich trank Tee mit dem Pfarrer, der aussah wie ein Engel, der aber Gedanken hatte, die selbst Luzifer erröten lassen würden. Er war in der Tat so, wie es die Wäscherin beschrieben hatte. Aber es war grandios, wie er mich mit der Zunge und zärtlichen Berührungen verwöhnt hatte. Ob ich das aufschreiben kann, ohne dass es mir peinlich ist? Warum nicht, der Fettwanst kann es nicht mehr lesen, denn er ist tot, tot, tot!

Ich hatte es in einigen der Bücher gesehen, die der Fettsack in seinem Ankleidezimmer aufbewahrt hatte. Niemals hatte ich gedacht, dass es eine so wunderbare Erfahrung sei. Wenn jemand deine intimste Stelle leckt, während er selbst an seinem kleinen Freund spielte. Ich fand das schon etwas merkwürdig, aber die Wäscherin hatte ja gesagt,

dass sei für fast alle Männer normal, wenn sie geil seien. Ich fragte sie später noch einmal. Sie erzählte mir alles für nur einen Sovereign. Dabei saß sie mit mir in der Kutsche. Crowley sollte sie holen, aber sie war nicht weit entfernt. Die ganze Nachbarschaft war ja gekommen, um die Kutsche zu sehen, stell dir das mal vor! Und ich saß darin, um begierig von den Erfahrungen des Mädchens zu hören, dem offensichtlich nichts fremd war. Sie war nicht im Entferntesten schüchtern und ich war froh, dass sie mir ihre Erfahrungen und Erlebnisses mitteilte. Normalerweise wurden solche Sachen von einer ehrbaren Dame wie mir ferngehalten.

Ich möchte gern wissen, ob auch Rose diese Dinge kannte. Sie war ja einmal verheiratet, noch ehe ich zur Welt kam. So weit ich mich erinnern kann, gab es keinen Ehemann, als sie für meine Mutter und meinen Stiefvater arbeitete. Wir besaßen eine eigene Wäscherei in der Berkley Street und ich bot ihr dort eine Arbeit an. Ich war überrascht, dass sie dieses Angebot nicht annahm. Aber sie sagte, dass sie einen ganz besonderen Mann kennengelernt habe und hoffte, er würde zu ihr und ihrer Mutter ziehen. Sie war ja der Meinung, ihr Ehemann würde nicht zurückkommen. Er hatte eine Schiffsreise in den Fernen Osten unternommen, und sein Schiff war



in der Nähe von Aden offenbar untergegangen, wo immer das auch liegt.

Stell dir das mal vor: Lieber mit einem geliebten Mann in dem Elendsviertel wohnen als in einem vornehmen Haus in Mayfair als Hausmädchen arbeiten! Sie musste schwören, niemandem von unseren Gesprächen zu erzählen, aber sie lachte nur und meinte, über diese Dinge würde doch jeder Bescheid wissen. Unglaublich: jeder außer mir! Gut, ich wusste es insofern, als er mich gezwungen hatte, sein altes und stinkendes Glied in den Mund zu nehmen. Mein Gott, war das ein furchtbarer Geruch! Das kam wohl daher, weil er nie ein Bad nahm und sein Bursche ihn an dieser Stelle nicht waschen durfte.

Alles in allem war dies Strafe genug für mein ganzes Leben. Strafe für meine geldgierigen Gedanken, als mein Vater mich überredete, diesen Fettwanst zu heiraten.

Die Leute sagen, ich wurde dazu gezwungen, und auch Rose meint das, aber ich habe schließlich vor fünf Jahren in der Kirche „Ja“ gesagt, nicht wahr? Ich sah damals nur das Geld und die Reichtümer und dachte nicht einen Augenblick an den armen Hengist, der mich nach nur einem Kuss bat, mit ihm davon zu laufen.

Oh, mein wunderbarer Hengist! Ich war damals 18 und ganz sicher, dass es für mich das Beste war,

diesen Fettwanst zu heiraten. Zumindest hatten mich meine Mutter und mein Stiefvater dazu überredet.

Damals war Hengist nur ein Kapitän, obwohl er der zweite Sohn des Grafen von Loghaire war. Normalerweise wäre das ein guter Fang für jemanden wie mich gewesen, die zwar hochwohlgeboren, aber eben keine Gräfin war. Er jedoch würde nie das Geld bekommen, was sein Bruder erben würde (wie mein Stiefvater meinte), falls dieser überhaupt etwas bekommen sollte.

Der alte Graf war bekannt dafür, ein furchtbarer Spieler und Gauner zu sein, bis er sein Schloss mit 50 Jahren verlor und wie eine Pflanze im Gewächshaus lebte. Wie auch immer, meine Mutter und Lord McKenna brauchten das Geld sofort oder besser noch gestern. Nach meiner Heirat vertraue mir Baines an, dass der Fettwanst alle Schulden meiner Eltern abgelöst hatte. Ohne jeden Zweifel hätte er uns alle obdachlos machen oder uns ins Gefängnis bringen können, wenn ich der Heirat nicht zugestimmt hätte. Ich heiratete, weil Vater und Mutter mich darum baten und ich ihre Tränen und ihr Jammern nicht mehr aushalten konnte.

Ich hatte keinerlei Vorstellungen, was es heißt, verheiratet zu sein. Für mich bedeutete es nur „Ja“ zu sagen, ein unglaublich elegantes Kleid zu tragen

und in einer glanzvollen Kutsche davon zu fahren. Rose versuchte mich zu warnen, aber meine Mutter schickte sie unter dem Vorwand weg, dass sie selbst mir helfen wollte, mich für die Hochzeit anzukleiden. Später fand ich heraus, dass sie mich über meine ehelichen Pflichten hätte aufklären müssen. Stattdessen meinte sie nur zu mir, ich sollte mich hinlegen und dabei an die Juwelen denken, die ich bekommen würde, wenn ich ihm einen Sohn und Erben schenkte. Hätte ich doch nur die Wäscherin getroffen, ehe der Fettwanst mich mit seinen schmutzigen Hände anfasste, oder wäre ich doch wenigstens Simon begegnet, bevor das alles passierte; ehe ich nämlich den Fettwanst ehelichte, hatte ich keine Ahnung, was es heißt, mit einem Mann zusammen zu sein. Wie angenehm ist dagegen die Gesellschaft eines Mannes wie Simon. Er ist nur ein wenig älter als ich, anders als dieser alte Fettsack, riecht gut, hat schöne kräftige Arme und eine gut riechende Brust ohne jegliche Behaarung.

Natürlich hatte ich keinerlei Erfahrung mit Männern. Meine Hexe von Mutter kümmerte sich darum oder genauer gesagt nicht darum, aber das ist ja nun alles vorbei.

Ich muss mich jetzt beeilen, weil Baines kommen und mir die Buchführung erklären will. Er hat mir schon eine ganze Menge über „Alexanders und

Stephenson“ erklärt, auch als der Fettwanst noch gelebt hat. Ich glaube, es ist wirklich sehr kompliziert- alles, aber er hat darauf bestanden, dass ich genau darüber Bescheid weiß. Schließlich gehört ja nun fast alles mir. Rose schüttelt darüber zwar den Kopf, aber mir macht das schon viel Spaß.

Mr. Baines' Motive sind in dieser Angelegenheit wohl weniger ehrlich als ich zunächst geglaubt habe. Er zeigte mir, wie man die Bilanzen zu lesen hatte, aber ich bin niemals in einer der Werften gewesen, zumal ich nicht wusste, wie das alles funktionierte. Mich haben sie einfach nie interessiert. Um die Wahrheit zu sagen, allein der Gedanke an Schiffe bereitete mir Magenprobleme, obwohl ich noch nie ein Schiff auch nur betreten habe, außer die Fähre über den Firth.

Aber zurück zu angenehmeren Gedanken. Morgen werde ich ein Rendezvous mit Simon haben. Ich werde eine Kutsche zum St. James Park nehmen. Dort wird er mich begleiten. Mein Gott, bin ich eine geile Frau, weil ich nicht warten kann, um es endlich zu bekommen. Ich muss diese Gedanken besser verbergen, weil ich nicht sicher bin, ob Mr. Baines sie sonst nicht erraten kann.

\*

\*

\*

\*\*\* 2: EINE SPEKTAKULÄRE INRICHTUNG

\*\*\*



\*

\*

*London, Newgate, 23. November 1809*

Die Menge schien durchzudrehen, als die verurteilten Kriminellen endlich durch das Schuldnertor außerhalb von Old Baily herausgeführt wurden. Diese unglaubliche Menschenmasse vor den aufgebauten Galgen. Die Menschen stießen und schubsten sich gegenseitig, sie schrien und fluchten in allen Dialekten, die unser schönes England zu bieten hat. In diesem Augenblick gab es keine Unterschiede bezüglich Herkunft, Rasse und Geschlecht, als alle in merkwürdiger Eintracht herumjohlten: vornehme Herren, Straßenjungen, Prostituierte, Verkäuferinnen, Hausangestellte.

„Schweine! Schweine!“ tobte der Mob in wilder, freudiger Erregung, offenbar schon früh am Morgen nicht mehr nüchtern. Eine Gruppe betrunkenener Huren versuchte den Ring zu durchbrechen, der von einigen Uniformierten mit Lanzen um den Galgen gebildet worden war, um so die Hinrichtung problemlos vornehmen zu können. Die Soldaten lachten nur und machten dreckige Witze; dabei stießen sie die Frauen mit lüsternen Blicken zurück, fassten sie dabei an die dicken Brüste, ihre mageren Hinterteile und ihre Münder, die nach Fisch rochen. Die schwer

geschminkten Straßenmädchen lachten höhnisch und rochen dabei nach dem billigen Fusel, den sie in der letzten Nacht zu sich genommen hatten. Ihre ungewaschenen Körper stanken, nachdem sie sich von ihren verlausten und billigen Matratzen und Lagerstätten erhoben hatten, nur um rechtzeitig bei der morgendlichen Exekution dabei sein zu können. Sie grinsten die Soldaten anzüglich an, weil sie darauf warteten, dass die Hinrichtung vorbei war. Jeder wusste, dass Hinrichtungen die Männer nur scharf machten, was sich für ihre Geschäfte auszahlen würde.

Die drei Gefangenen stolperten zu der kurzen Treppe, die zu der Plattform mit den Galgen führte. Ihre Handgelenke waren vor der Brust gefesselt, ein Seil um ihre Arme, Schultern und Bauch, so dass sie den Oberkörper kaum bewegen konnten. Sie trugen weiße Kappen, die ihre Haare auf den wilden Köpfen verbargen. Das war für Hinrichtungen obligatorisch und gab ihnen ein seltsam unschuldiges Aussehen. Alle drei zitterten, eingeschüchtert von der wilden Menschenmasse, die schrie, fluchte und hin und her wogte. Die Menschen bewarfen sie mit Dung und Schmutz, so dass die Verurteilten offensichtlich große Angst hatten.

„Schau dir diese Völker an“, murmelte Lord Movern und starrte dabei auf eine Gruppe von

unglaublich ungepflegten Frauen, die ungeheure Beleidigungen von sich gaben und verfaulte Früchte und verrottetes Gemüse auf die armen Männer warfen. Es war deutlich, dass ihr Ziel vor allem der Perverse, der Homosexuelle, war, der nun hinter dem Pfarrer Schutz suchte.

„Möchten Sie weiter hinten sitzen, Sir?“

Der stinkende Fettwanst bei dem Grafen betonte:“ Wir haben alle das gleiche für einen guten Platz bezahlt, oder?“

Philip rückte an seinem Stuhl, um ein wenig Abstand zu dem Gestank des Mannes zu bekommen. Einige Menschen kannten einfach den Gebrauch von Wasser und Seife nicht, und dieser hier gehörte mit Sicherheit dazu. Er nahm sein parfümiertes Taschentuch aus seinem mit Spitzenborte versehenem Hemd und hielt es gegen seine schon nun sehr lange leidende Nase.

Er wollte das am liebsten von dem Augenblick an tun, als er den kleinen und unangenehm riechenden Raum betrat, aber Jefferson hatte ihn gewarnt, nicht zu arrogant aufzutreten.

‘Genug ist genug’, dachte er. Philip inhalierte den Geschmack von Bay Rum tief, seine Nase vollkommen verborgen in dem Tuch.

„Oakden hat sich vollgepisst“, meinte derjenige nahe bei dem Fenster verdrießlich. „Ein dreckiges



Schwein. Schau, die Pisse ist direkt da, wo er steht.“

Der Stutzer neben ihm kicherte in gnadenloser Schadenfreude über den verurteilten Vergewaltiger.

„Dass wird ihm eine Lehre sein, nie wieder seinen Schwanz in den Arsch eines Jungen zu stecken!“

Jefferson, der auf der anderen Seite von Philip saß, sah sehr grimmig drein. Er starrte die drei Männer an, die mit dem Gefängnispfarrer auf der Plattform standen. In der Zwischenzeit hatte der Henker ihnen eine Schlinge um ihren Hals gelegt. Er zerrte und zog daran, ungeachtet dessen, dass die drei Männer ein letztes Gebet zu ihrem Schöpfer sprachen. Der Mob wurde langsam ungeduldig, schrie, sang und warf mit noch mehr faulem Gemüse.

Master Jefferson verzog die Lippen, als einige aus der Menge die betenden Männer mit Pferdemist bewarfen. Er wollte sich nicht vorstellen, was es hieß, vor einer solchen aufgebrachten Masse von Londonern zu sterben, mit voller Hose und beschmutzt von den unglaublich ekeligen Wurfgeschossen.

Obwohl er die Tickets für die besten Plätze von seinem Haus vor dem Gerichtsgebäude mit Blick auf die Hinrichtungsstätte besorgt hatte, nachdem bekannt geworden war, dass der Vergewaltiger

hingerichtet werden sollte, hatte er kaum noch ein Wort geäußert. Er verabscheute schlicht diesen beliebtesten Zeitvertreib in London: Hinrichtungen zuschauen und soviel wie möglich daran mitzuwirken. Er war entsetzt, als seine Klientin ihn bat, Lord Philip Agnew zu eben dieser Hinrichtung einzuladen.

Philip seufzte. Er fragte sich wirklich, was er da tat, zuzuschauen, wie drei verurteilte Kriminelle in Kürze hingerichtet werden sollten. Er hatte nur eine entfernte Ahnung, als er zu dem älteren Oakden hinüberschaute, der angefangen hatte zu weinen. Eigentlich musste er zur Toilette, aber er fürchtete als Feigling bezeichnet zu werden, wenn er hinter dem Vorhang verschwand - gerade jetzt, wo die Gefangenen darauf warteten, dass ihnen ein Sack über den Kopf gezogen wurde und der schreckliche Augenblick bevorstand, wenn die Falltür sich öffnete. Er schlug also seine Beine übereinander, drückte so seine Genitalien zusammen und hoffte, er würde nicht Oakdens Beispiel folgen und sich nass machen.

Es war draußen eiskalt, das geöffnete Fenster trug nicht gerade dazu bei, im Zimmer eine angenehme Temperatur zu schaffen. Da half es auch nicht, dass der Hausbesitzer ein großes Feuer in dem Kamin angemacht hatte und einen Tisch mit einer Kanne mit heißem Rum in den Raum

gestellt hatte. Philip hielt mit einer eiskalten Hand den Becher, der vor einiger Zeit noch ganz warm gewesen war. Das Taschentuch hatte er weiterhin gegen die Nase gehalten, da der Fettwanst sich vor Aufregung hin und her bewegte und so seinen ekeligen Geruch im Zimmer verteilte.

„Er heult, der Bastard!“ rief der junge Mann ihm gegenüber aus.

Richard Oakden hatte in der Tat angefangen zu weinen, nachdem der Gefängnispfarrer von Newgate mit ihm gesprochen hatte; die letzten Worte betrafen wohl das Jenseits, kein Zweifel. Philip dachte darüber nach, wie man diesen tröstenden Worten lauschen konnte, wenn man kurz davor stand, wegen der sogenannten unnatürlichen fleischlichen Sünden gehängt zu werden. Wirklich ein armes Schwein!

Ein Aufruhr ging durch die Menge, als den drei Delinquenten ein Sack über ihre Köpfe gebunden und sie zu der Falltür geführt wurden, die Schlinge noch locker um den Hals.

„Es kann nicht mehr lange dauern!“ rief der Parvenü am Fenster aufgeregt. Philip biss die Zähne zusammen und schloss die Augen.

Als er sie wieder öffnete, sah er die drei langen Seile gestrafft, die Körper baumelten daran, von der Hüfte abwärts in dem schwarzen Loch, in dem die Falltüren verschwunden waren.

„Burnskill hat es mit dem Perversen vermässelt!“ rief der junge Mann gegenüber von Philip voller Schadenfreude, „schaut nur, das Seil bewegt sich und er zappelt noch!“

Philip fühlte, wie ihm schlecht wurde. Jesus, Oakdens Hals war nicht gebrochen, als die Klappe fiel, und jetzt wurde er langsam von der Schlinge erdrosselt.

„Ich denke, Burnskill wird jetzt an seinen Füßen zerren, um den Ertickungstod zu beschleunigen oder seinen Hals zu strecken“, ließ sich Master Jefferson mit besorgtem Unterton vernehmen.

„Das geschieht ihm recht, Oakdens Scheiße und Pisse über sich zu bekommen“, brummte der Geck. „Kein Zweifel, er hat das absichtlich getan. Er hasst Homos. Man hat das von ihm gehört, als er gestern zu dem Henkerzimmer kam.“

Er schaute im Kreis herum, stolz, etwas Neues sagen zu können.

Der Fettwanst neben Philip rülpste nur und nahm noch ein Stück Kuchen, den kein anderer haben wollte. Dabei starrte er mit einem tückischen Blick seiner kleinen Schweinsaugen auf das Schafott.

Master Jefferson hütelte unzufrieden und verfluchte heimlich seine Klientin dafür, dass er ihn einer solch barbarischen Situation aussetzt hatte: einem Mann im Todeskampf zuzuschauen,

den dieser niemals gewinnen konnte, und der dabei von wollüstigen Blicken irgendwelcher Lüstlinge begleitet wurde, die ein Vergnügen darin fanden, wenn jemand eines langsamen Todes starb. Natürlich hatte es der Henker bei dem armen Mann "vermasselt". Wahrscheinlich war er sogar von einem dieser aufrechten Bürger dafür bezahlt worden. Es sollte eine neue Hexenjagd gegen die Männer geführt werden, die das eigene Geschlecht der Gesellschaft von Damen vorzogen.

Er starrte auf den Ort der Hinrichtung und bemerkte mit Abscheu, dass Burnskill etwas zurückgetreten war und ein höhnisches Grinsen unter seiner Henkersmaske zeigte, während der unglückliche Oakden immer noch kämpfte und hin und her schwang. Der Henker tat nichts, um dem ein Ende zu bereiten.

Philip sah auf das Seil, bis es sich nicht mehr bewegte, sein Taschentuch an der Nase.

Die Menge auf dem Platz war etwas ruhiger geworden, nun, da der Tod der Männer offensichtlich war. Einige Menschen starrten auf die nunmehr leblos hängenden Körper; andere wandten sich bereits ab. Der Tag war schon fortgeschritten und die Arbeit wartete auf sie. Nur die Müßiggänger, die Nachtarbeiter und die Gassenjungen konnten noch bleiben, bis die Toten losgeschnitten wurden. Das würde wohl innerhalb

einer Stunde passieren. Die Prostituierten und Taschendiebe schauten sich nach neuen Freiern oder Opfern um. Die Huren kümmerten sich nun nicht mehr um die Uniformierten; diese würden bleiben müssen, bis die Leichname entfernt würden. Sicher konnten sie in der Zwischenzeit noch ein paar Kunden gewinnen, ehe die Soldaten dann zu ihnen kamen.

Philip verspürte Erleichterung, jetzt, da die Neugier über die Exekution deutlich nachließ.

„Ich muss pissen“, murmelte er in Jeffersons Richtung und dachte nicht daran, dass man normalerweise nicht in so einem Ton mit dem Anwalt der Familie sprach.

Er verschwand hinter dem Vorhang, wo ein Nachttopf auf einem Hocker in Kniehöhe stand. Kein Wunder, dass der Raum wie eine Kloake stank, der Topf lief fast über. Niemand hatte ihn nach der vorausgehenden Nacht geleert.

„Sie setzen sich besser, mein Lord“, sagte Jefferson, als er zurückkam und seine Hose schloss. Er versuchte nicht zu atmen, um dem schrecklichen Gestank zu entgehen, der im Zimmer herrschte.

Jefferson schloss das Fenster, nachdem er noch mit zwei Männern gesprochen hatte. Es war eiskalt draußen und die Wahl zwischen dem Gestank und der Kälte fiel im Augenblick sehr leicht.

„Es waren sicherlich Tausende Zuschauer und es wird wohl schwierig, in der nächsten Zeit die Kutsche zu erreichen.“

Philip setzte sich und presste die Kiefer zusammen, während er durch das schmutzige Fenster in den Himmel schaute. Er fühlte sich elend.

„Wer hat dich dazu überredet, Jefferson?“ fragte er. Er kümmerte sich nicht darum, dass die drei anderen Personen im Zimmer auf einmal ganz ruhig geworden waren und ihn beobachteten, seit er ihn „mein Lord“ genannt hatte.

„Natürlich die alte Lady Movern“, antwortete Jefferson ohne Bedenken, „in einem Beiblatt ihres Testamentes. Das habe ich Ihnen nicht vorgelesen, da es sich um eine bloße Anweisung an mich handelte; dreißig Pfund für zwei wunderbare Plätze direkt am Fenster.“

„Typisch für diese Kanaille.“ Philip grinste höhnisch. Reine Geldverschwendung. „Erfährt Hengist eine ähnliche Einladung?“ Jefferson lächelte und schüttelte den Kopf.

„Ich denke, er hat genug Tote in seinem Leben gesehen. Sind sie wenigstens angemessen beeindruckt, mein Lord?“

„Mehr als genug“, ließ sich Philip vernehmen. Er schaute noch einmal aus dem Fenster, wo es immer noch von Menschen wimmelte. Er erhob sich und

ging zum Kamin. Dabei verfluchte er seine Mutter, die niemals verstanden hatte, warum er nicht so „normal“ wie sein verdammter Bruder Hengist sein konnte. Sie hatte ihn im Testament nicht berücksichtigt: alle weltlichen Reichtümer hatte sie seinem so tollen Bruder vermacht und ihm nicht einen Penny gelassen. Er fragte sich, warum sie so gehandelt hatte. Es war nicht fair, er hatte sie immer als starke und schöne Gräfin bewundert. Er seufzte und dachte daran, wo wohl seine Bekanntschaft aus der letzten Nacht, Willy Robson, nun gerade war. Zweifellos in seiner Hütte und im Tiefschlaf, nachdem er Philips Geld in eine Flasche billigen Gin investiert hatte. Vielleicht war er aber auch draußen, auf dem Dach oder einem Hausvorsprung, immer noch benebelt und betrunken. Vielleicht machte er Witze mit seinen lauten Freunden über den Vergewaltiger, diesen Homosexuellen, der zunächst nicht sterben konnte. Er kümmerte sich wohl nicht darum, dass auch er einmal so enden könnte wie dieser.

Adelige in diesem Land starben doch wohl keinen Tod durch Erhängen, oder?

Philip unterdrückte ein Zittern. Eigentlich wollte er sich von dem schrecklichen Geschehen vor ihm nicht beeindrucken lassen, aber er war es doch. Oh, diese alte Hexe kannte ihn doch zu gut!



Er schaute hinüber zu Jefferson, der immer noch am Fenster saß. Er fragte sich zum x-ten Mal an diesem Tag, ob der Anwalt wohl wusste, warum die vor einigen Monaten verstorbene Gräfin ihn dieser erniedrigenden Tortur ausgesetzt hatte.

\*

\*

\*

# TAGEBUCH VON M. AURORA ROSS

-

*London, 23. November 1809*

Heute früh bin ich sehr verärgert. Rose teilte mir mit, dass alle Angestellten weggegangen seien, ohne mich zu fragen. Es gab nur trockenes Brot und lauwarmen Tee, das sollte mein Frühstück sein. Was mich aber noch mehr aufregte war die Tatsache, dass ich nicht im Stande war, die Dienstboten des Fettwanstes zu kontrollieren. Ich weiß, sie mögen mich nicht; das haben sie in all den Jahren niemals getan, als ich wie ein gefangenes Tier gehalten wurde. Du kannst sicher sein, dass ich nie wieder derartig respektlos behandelt werde. Mr. Lane habe ich die Vollmacht gegeben, mit jedem zu verhandeln, der sich für das Haus interessierte; auch mit dem Grafen von sowieso, der hinter York wohnte. Hieß er nicht Rotherhood? Nein, ich erinnerte mich jetzt, er wohnte in der Nähe von Ham. Er hatte, glaube ich, drei Töchter und will sie in der nächsten Ballsaison vorstellen; also zwei von ihnen, die dritte ging noch zur Schule. Herzlich willkommen. Mr. Lane sagte mir, dass das Haus recht wertvoll sein, weil es mitten in Mayfair liegt. Jetzt weiß ich, was das bedeutet. In all den Jahren, als der Fettwanst lebte, kannte ich Mayfair überhaupt nicht. Er hat mir

niemals gestattet auszugehen. Ich durfte noch nicht einmal bei schönem Wetter im Garten sitzen. Jetzt gehe ich viel mit Rose im St. James Park spazieren. Nur gehe ich vor allem in den frühen Morgenstunden, eine eigentlich unübliche Zeit. Ich will nicht den vielen Menschen begegnen, die mich immer neugierig anstarren. Mein Problem ist, dass ich keinen einzigen Menschen im Park kenne, alle aber offenbar gut über mich Bescheid wissen. Aber was ist eigentlich so interessant an mir? Ich bin ein schottisches Mädchen vom Lande, gezeugt von einem freundlichen schottischen Gutsherren, der starb, bevor ich mich seiner erinnern konnte. Meine Mutter heiratete danach Lord McKenna und wir lebten entweder in Kenna (als ich noch sehr klein war) oder im Stadthaus meines Stiefvaters in Edinburgh.

Ich hatte eine Gouvernante, bis ich 17 Jahre alt war. Dann kümmerte sich meine Mutter um meine Erziehung, da ich nun in die Gesellschaft eingeführt werden sollte. Mein Umgang mit Nadel und Faden war nur mittelmäßig und meine Erzieherinnen verzweifelten regelmäßig. Aber ihre Beschwerden darüber trafen bei meiner Mutter auf taube Ohren, da sie es auch nicht besonders gut konnte. Ich habe eine ganz nette Stimme, aber das letzte Mal, als ich gesungen habe, war in Edinburgh. Der Fettwanst hat mich nie gebeten,

vor seinen Gästen zu singen und ehrlich gesagt, ich war froh darüber.

Als der Fettwanst starb, hatte ich ganz schön zugenommen. Das Essen, das auf den Tisch kam, ich sollte wohl sagen, auf unseren Tisch - aber das wollte mir nie über die Lippen – war immer echt reichlich und fett. Er mochte es so. Auch liebte er Süßes; er aß regelmäßig viele Kekse und wahre Mengen Hörnchen. Sie waren alle sehr weich zubereitet, da er kaum noch Zähne im Mund hatte; die verbliebenen waren schwarz oder braun. Vielleicht hätte ich ihn darauf aufmerksam machen sollen, dass die Zähne gesund blieben, wenn man sie regelmäßig mit einem Kalziumpuder bürstete. Als wir heirateten, waren seine Zähne nicht in diesem schlechten Zustand. Aber ich hatte immer Angst vor ihm. Man konnte seine Reaktionen nie vorhersehen, er war ungeduldig und ein Tyrann und machte sich keine Gedanken, wenn ihm danach war, mich zu schlagen.

Auf jeden Fall hatte ich Mr. Lane darüber informiert, dass ich in dem Haus nahe bei Piccadilly wohnen wollte, das der Fettwanst für mich gekauft hatte. In erster Linie war es aber für meine Familie bestimmt, wenn sie mich in London besuchte. Seiner Meinung nach war es nicht im Entferntesten so elegant wie das Haus, welches ich

zur Zeit bewohnte. Aber das war mir völlig egal. Ich hasse dieses Haus in der Berkeley Street.

Seit einiger Zeit fühle ich mich recht einsam. Simon ist weg und hat im September geheiratet. Seitdem habe ich nichts von ihm gehört. Nicht, dass er so eine gute Gesellschaft für mich war: wir gaben uns eigentlich nur den fleischlichen Genüssen hin, wie er es nennen würde. Aber er war doch irgendwie ein Freund. Zu meinem Unglück las ich in der Zeitung, dass Hengist in einer Schlacht in Portugal schwer verwundet war. Ich wollte danach gar keine Todesannoncen mehr lesen. Ich werde Rose bitten, die Zeitung durchzusehen. Sie liest zwar nicht besonders gut, aber gut genug, um mir schlimme Neuigkeiten mitzuteilen, wenn es denn welche gab. Das war zum Glück bis jetzt nicht der Fall.

Ich fragte Rose, warum sie Angestellten alle frei genommen hatten. Sie musste erst ein Mädchen in der Nachbarschaft fragen, die gerade ihre Einkäufe erledigte. Sie wollte zunächst nicht mit der Sprache heraus, um mich nicht zu ängstigen. Das machte mich aber erst recht wütend. Wie kam sie dazu anzunehmen, dass ich die Wahrheit über den Verbleib der Angestellten nicht ertragen könnte? Nach der Heirat mit dem Fettwanst war ich ja wohl die älteste und bei weitem zynischste Person in der ganzen Welt . Ich muss mich wohl

entschuldigen, weil ich zuerst nicht verstand, warum die Leute Freude daran hatten, einen Perversen hängen zu sehen. Rose erklärte mir, was der Mann getan hatte und trotz aller Perversitäten, die der Fettwanst mit mir gemacht hatte, errötete ich. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, warum zwei Männer das miteinander tun sollten, was Rose mir beschrieb, bis, ja bis sie mir erklärte, dass das, was die Männer gemacht hatten so ähnlich war wie das, was zwischen Simon und mir passiert war. Diese Information hat mich ganz schön umgehauen.

Simon und ich waren so weit gegangen, dass ich das tat, was er mochte; er liebte es, wenn ich seine intimste Stelle mit der Zunge verwöhnte statt mit der Hand zu reiben. Zuerst ekelte ich mich davon, aber da ich wusste, dass er sich vor unserem Treffen gründlich wusch, fing ich an, es irgendwie zu mögen.

Trotzdem hatte ich immer ein Taschentuch in der Nähe, weil ich die weiße Flüssigkeit, die am Ende herauskam, ziemlich übel fand. Natürlich kennt Rose nicht all diese Details. Sie fragte mich nur einmal, ob ich eventuell Hilfe benötigte, falls ich ungewollt schwanger werden sollte. Ich gab ihr zur Antwort, vielen Dank, aber das ist nicht nötig, da wir bei unseren Vergnügungen nicht so weit gingen, dass so etwas passieren könnte. Rose

lächelte und ließ mich wissen, dass, wann immer ich etwas brauchte, sie es bei dem Apotheker in der Nähe von Covent Gardens besorgen würde. Manchmal denke ich, dass sie für ihn eine Schwäche hatte. Soweit ich weiß, ist er ungefähr 50 Jahre alt, genau wie sie. Ich hoffe, sie findet ein wenig Zuneigung; das Leben für Rose war bis jetzt hart genug. Aber das galt schließlich auch für mich.

\*

\*

\*

\*\*\* 3: EIN ZELT IN DER NÄHE VON LISSABON \*\*\*





*Lissabon, Januar 1810*

Während Hengist sich rasierte, schnitt er sich fast in die Kehle, als er spürte, wie eine Hand an seinem behaarten Schenkel entlang glitt.

Mit einem Fluch warf er das Rasiermesser hin, wirbelte herum und verlor dabei seinen dunkelgrün - schwarzen Kittel über seinem Kilt.

„Um Gottes Willen, Lily, was machst du hier?“ knurrte er, während die kichernde Frau auf die Matratze kroch, die vor ihm lag.

Sie war völlig unbeeindruckt von dem wütenden Blick, den er ihr zuwarf.

Sie richtete sich noch einmal zu ihrer vollen Größe auf, um sein Kinn zu streicheln, das noch voller Seifenschaum war und machte nur „Pst“.

„Sie sollten lieber ruhig sein, Herr Major, oder wollen Sie, dass das ganze Lager weiß, dass ich bei Ihnen im Zelt bin?“

„Ach Gott, Lily, ich wusste gar nicht, dass du so ängstlich und schüchtern bist“, brummte er.

Sie neckte ihn, indem sie die Seife von ihren Fingern auf seiner Stirn verteilte und kicherte dabei aufs Neue. Er versuchte, ihre Hand mit einer schnellen Bewegung wegzuschieben.

„Magst du es lieber hier?“ fragte sie verschämt und ließ ihre Hand unter seinen Kilt wandern.

Hengist sprang auf, um ihrer Berührung zu entgehen und schlug mit seinem großen Kopf an die Zeltseile. Er fluchte. Er war so verdammt groß, dass er nirgendwo in dieser Behausung einen Schritt machen konnte, ohne sich in den Seilen zu verfangen, die das Zelt hielten.

Sein Vorgesetzter möge verdammt sein, dass er ihn überhaupt in einem Zelt wohnen ließ; aber die vielen neuen Truppen, die ständig ankamen, ließen es wohl einfach nicht zu, dass er im schönen Lissabon wohnen konnte. Wenigstens war das Zelt im atlantischen Winter ordentlich warm.

Lily machte mit ihren vollen roten Lippen einen Schmolmund, trat näher an ihn heran und hielt ihre entblößte Brust aus dem halb geöffneten Mieder direkt unter seine Nase, wobei sie ihre harten Brustwarzen gegen seine nackte Brust presste.

Hengist stand stocksteif da. Sein Körper hatte schon auf Lilys kühne Annäherungsversuche reagiert, aber es war jetzt einfach nicht die Zeit für derartige Spiele. Er biss die Zähne zusammen, um seinem Verlangen nicht nachzugeben, aber - verflucht noch mal - er war eben auch nur ein Mann.

„Lily“, bat er sie flehend, „ich muss mich zu Ende rasieren. Ich habe in einer Viertelstunde ein dienstliches Treffen mit deinem Mann.“

Er ergriff ein Handtuch, um sich den Seifenschaum aus seinem großen, ansehnlichen Gesicht zu wischen. Er ärgerte sich, dass er seinen Burschen weggeschickt hatte, um sein Pferd zu holen. Lily hatte zweifellos ihre Chance gesehen, als Portman das Zelt verließ.

„Ich möchte es dir machen“, lächelte sie ihn an, als sie ein leichtes Zögern bei ihm bemerkte, „ich weiß doch, es dauert bei dir keine fünf Minuten.“

„Lily“, bat er halbherzig, aber sie hatte sich schon vor ihm hingekniet, hob seinen Kilt hoch bis zur Hüfte und steckte ihn fachkundig in seinen Gürtel.

Ein dreistes Lächeln erschien auf ihren vollen wissenden Lippen.

„Ah, Hengist, ich wusste, du würdest mich nicht allein lassen“, flüsterte sie mit sichtlichem Vergnügen. „Es war einfach schon zu lange her.“

Hengist lehnte an der Zeltstange und schloss die Augen. Er genoss es, wie ihr feuchter Mund sich um seinen steifen Schwanz schloss.

Auch für ihn war es viel zu lange her, dass er so hart und steif war, auch wenn es nur Lily war.

Als er später auf seinem Pferd durch das große Lager der Briten ritt, wurde er freundlich von den Soldaten begrüßt, die ihn erkannten. Er war sich sicher, dass er dieses Mal um seinen Abschied ersuchen würde.

Er war wieder der Versuchung durch Lily erlegen. Sie hatte das volle Programm durchgezogen, ihn nicht nur mit dem Mund verwöhnt. Der Verkehr mit ihr war einfach zu schön um wahr zu sein, nicht mit Worten zu beschreiben. Jetzt kämpfte seine lustvolle Begeisterung mit seinem Sinn für Ehre und Anstand: Lily war die Frau seines kommandierenden Generals, und es gab keine gemeinsame Zukunft. Die einzige Zukunft war die, die er jetzt anstrebte. Bei diesem Gedanken schauderte es ihn - Idiot! Wie konnte er an eine Zukunft denken, wenn er sich mitten im Krieg befand? Auf der anderen Seite... er war niemals zuvor reich gewesen. Er musste immer mit seinem Sold auskommen. Obwohl sein Vater ein schottischer Graf war, hatte der sich ein Leben lang bemüht, seine Finanzen ordentlich zu verwalten, um zu überleben. Und alles, was sein Vater noch an unfruchtbaren Ländereien und zerfallenen Besitztümern besaß, würde eines Tages Philip erben.

Er fluchte im Stillen. Verdammter Philip; sein Bruder, der Perverse.

Er spitzte die Lippen und ließ sein Pferd auf dem Weg galoppieren, der entlang der langen Zeltreihe führte.

Er rutschte auf dem Sattel herum; sein bestes Stück rieb sich an der rauen Wolle seines Rockes. Er hatte keine Zeit gehabt, sich zu waschen; ohnehin war er schon spät dran, als Lily ihn unterbrochen hatte. Er fühlte einen leichten Juckreiz. Er wusste, dass ihr feuchter Mund zusammen mit seinem Samenerguss dafür verantwortlich war.

Er biss sich auf die Lippen. Er versuchte sich nicht an seinen Genitalien zu kratzen, während er auf dem Pferd saß und durch das Lager ritt; zu viele Augen beobachteten ihn.

Verflucht! Eigentlich hatte er die Nase voll von diesen kurzen Vergnügungen wie denen mit Lily; auch wenn er es gerade mit ihr getrieben hatte als gäbe es kein morgen. Er war einfach seiner ständig vorhandenen Lust gefolgt, wieder einmal. Aber was er sich wirklich wünschte, war Frieden und Ruhe und eine ihn liebende, schöne Frau.

Ein Bild tat sich vor seinen Augen auf; das Bild der schönsten Frau der Welt; der Frau, die elf Jahre dort gelebt hatte; das Mädchen, das seine Nächte angeheizt hatte, als er sich einsam und allein führte; das Mädchen, dessen Gesicht er stets vor sich sah, wenn er mit den Marketenderinnen oder Huren zusammen war, um in deren dreckigen Unterkünften seinem Vergnügen zu frönen, wann immer die Lust ihn übermannte.

Das Mädchen, das seine erotischen Fantasien beflügelte, das Mädchen, dessen Namen auf seinen Lippen brannte, wenn er kam. Ihm war es egal, ob es die Nutte oder Schlampe oder wie bei Lily, eine Dame, hören konnte.

Hengist spannte seine Kiefer an und schüttelte traurig seinen Kopf. Sie war jetzt verheiratet und hatte wohl eine beachtliche Schar von Kindern mit dem alten Wüstling gezeugt, der sie in sein Bett und sein Haus geholt hatte.

Beinahe wäre sein Pferd in eine Gruppe von Menschen gelaufen, die lachend und Witze reißend mitten auf dem Weg standen.

„Schlafen sie noch, Major?“ rief eine spöttische Stimme zu ihm hinauf.

Er lenkte sein Pferd mürrisch von den lachenden Männern weg. Für ein anerkennendes Lächeln hatte er jetzt nichts übrig. Die Männer schienen seine Stimmung zu ahnen und wurden still. Diese unerwartete Haltung von ihm verwirrte sie. Schließlich war Major Hengist Agnew ein verehrter Kriegsheld und kein sauertöpfischer Miliär!

Er zuckte mit den Schultern. Er war halt schlechter Laune.

Von etwas zu träumen, das niemals eintreten würde, war mehr als genug, um den Verstand eines Mannes schrumpfen zu lassen.

Er zog die Zügel wieder an. In diese Menschengruppe zu laufen, war wohl die Bitte um Aufmerksamkeit von Jason, diesem verrückten Pferd.

\*

\*

\*

# 4: PHILIPS DILEMMA





